

Predigt am 4. Sonntag vor der Passionszeit (Markus 4, 35 - 41)

10. Februar 2019, Johanneskirche Schlachtensee

In diesem Gottesdienst schlagen die Wellen hoch und aus den Liedern und Texten spritzt uns die Gischt ins Gesicht. Der Psalm, den wir zu Beginn des Gottesdienstes gebetet haben: ein Boot, hin- und hergeworfen im Sturm, so dass „sie gen Himmel fuhren und in den Abgrund sanken, dass ihre Seele vor Angst verzagte, dass sie taumelten und wankten wie ein Trunkener und wussten keinen Rat mehr“ (Psalm 107, 26 f.).

Das Meer kann *bedrohlich* sein und vernichtend – so haben die Menschen, die uns diese Texte überliefert haben, es erlebt, und das sowohl zu der Zeit, als die Texte des Alten Testaments entstanden sind, als auch zur Zeit der Jünger Jesu. Denn auch wenn der See Genezareth, auf dem die Jünger als Fischer unterwegs waren, bei weitem kein tosender Ozean ist, so entstehen durch die besondere geographische Lage Fallwinde, die Sturmstärke erreichen können und gegen die ein kleines Fischerboot wenig ausrichten kann.

Auch wenn unsere Zeit und Lebenswelt heute eine völlig andere ist, der atemraubenden Macht eines Sturms stehen wir noch immer hilflos gegenüber. Im Kleinen haben wir wohl alle einmal eine Kostprobe der Urmacht der Naturgewalten erlebt: ein unerwartetes Gewitter, das uns bei einer Wanderung im Gebirge überrascht, das aufgewühlte Meer bei einer Schiffsfahrt, ein Sturm wie in den letzten ein, zwei Jahren, der mitten in Schlachtensee Bäume entwurzelt. All das führt uns Menschen sehr eindrücklich vor Augen, dass wir letztlich doch ziemlich klein sind und ohnmächtig.

Hinzu kommen die Sturmfluten, Überschwemmungen und andere Naturkatastrophen, von denen wir in der Zeitung lesen oder in den Nachrichten hören. Warnsysteme versagen und unzählige Menschen sterben. Das ist heute kaum anders als damals. Was sich geändert hat, ist unser Blick auf diese Phänomene. Und: unser Gottesbild.

Das Wissen um naturwissenschaftliche Zusammenhänge und menschliche Verantwortung, das Wissen um das Wechselspiel von Ursache und Wirkung ist nicht spurlos an unserem Glauben vorbei gegangen. Ein *deus ex machina*, der eingreift in den Weltenlauf und den Sturm stillt, wie es die biblischen Geschichten erzählen, ein solcher Gott ist den meisten von uns fremd.

Ein Gott, der mit den Chaosmächten wie dem Meer kämpft und diese besiegt, wie es dem Weltbild unserer biblischen Texte entspricht; ein Gott, der sich – denken wir an den Text des Propheten Jesaja, den wir vorhin gehört haben (Jesaja 51, 9-16) – dem mythischen Seeungeheuer Rahab entgegenstellt und es besiegt, ein solcher Gott hat wenig zu tun mit unserem Gottesbild.

Wir wissen heute, dass so manche Sturmflut keine unabwendbare Tragödie ist, sondern menschengemacht. Wir wissen, dass mancher Tsunami nicht durch ein Seeungeheuer herbeigeführt wurde, sondern dem Klimawandel geschuldet ist. Und so lesen und hören wir die biblischen Texte anders als die Menschen vor zweitausend Jahren und mehr. Und gleichzeitig ist manches erstaunlich gleich geblieben seit damals.

Wenn die Wellen hochschlagen, beten wir. Wir rational denkenden, aufgeklärten Menschen – wir beten. Wenn es hart auf hart kommt, die Wellen schon ins Boot schlagen und die Angst uns durch jede Faser des Körpers kriecht, dann beten wir. Denn all unser rational verankertes Weltverständnis ändert ja nichts daran, dass unsere Sicherheit letztlich zerbrechlich ist. In diesem Punkt hat sich nicht sonderlich viel geändert seit den biblischen Texten: unser Leben ist und bleibt verletzlich.

Der Sturm und das tosende Meer erinnern uns daran. Sowohl der reale Sturm, der auf offenem Meer über uns tost, als auch die sprichwörtlichen Stürme des Lebens. Lebensbedrohliche Situationen oder Erfahrungen, die manchmal ohne Vorwarnung über uns hereinbrechen, so wie das Wetter auf See innerhalb kürzester Zeit umschlagen kann.

Als ich das letzte Mal am Meer war, war kein Sturm in Sicht. Es war auch kein tosender Ozean, der vor mir lag, sondern bloß die Ostsee. Der Sand zu meinen Füßen war warm und die Sonne schien. Ich war hochschwanger und die See war ruhig. Wenige Wochen später war mein Sohn tot.

Wo ist Gott, wenn der Sturm über uns hereinbricht? Wo ist Gott, wenn alles ins Wanken gerät? Wo ist er, wenn uns der Boden unter den Füßen wegbricht? Wenn eine Krankheit oder eine Krise uns erschüttern? Wenn uns die berufliche Sicherheit ins Wanken gerät, wenn wir Menschen verlieren, die fester Teil unseres Lebens waren? Wo ist Gott, wenn die See stürmisch ist und lebensfeindlich? Wenn Naturkatastrophen den Lebensraum von Menschen und Tieren zerstören? Wo ist er?

Die Bibel gibt uns darauf nicht die eine, klare Antwort. Aber sie erzählt uns Geschichten, wie die von den Jüngern, den Freunden Jesu, die in einem kleinen Fischerboot saßen und - - sich fürchteten.

Es war am Abend eines langen Tages. So viele Menschen waren zu Jesus gekommen, dort, am Ufer des See Genezareth, dass er mit seinen Freunden in ein Boot gestiegen war und vom Boot aus zu den Vielen gesprochen hatte, die am Ufer standen und ihm zuhörten. Viele Stunden lang.

„Und am Abend desselben Tages sprach er zu ihnen: Lasst uns ans andre Ufer fahren. Und sie ließen das Volk gehen und nahmen ihn mit, wie er im Boot war, und es waren noch andere Boote bei ihm. Und es erhob sich ein großer Windwirbel, und die Wellen schlugen in das Boot, sodass das Boot schon voll wurde. Und er war hinten im Boot und schlief auf einem Kissen.“ (Markus 4, 35-38)

Ist das so? Sitzen wir in einem Boot mit einem Gott, der schläft?

Es gibt Menschen, die das so empfinden. Die den Boden unter den Füßen verloren haben und haltlos umhertreiben. Und in dieser Situation Gott nicht spüren. Mutterseelenallein und gottverlassen. Für manche führt eine solche Erfahrung dazu, sich abzuwenden von ihrem Glauben, von Gott. Manchmal nur für kurze Zeit, manchmal für immer.

Andere schaffen es, herauszufinden aus dem Sturm, indem sie es den Jüngern gleichtun, die den schlafenden Jesus wachrütteln. Sie rütteln an ihrem Glauben, lassen ihn nicht los, diesen fernen, fremden, unverständlichen Gott. Versuchen, *Gott zu wecken*. Mit Worten und Gebeten, mit Flehen und Fluchen. Halten sich fest an der Verheißung eines Psalms, in dem es heißt: „Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht.“ (Psalm 121) Halten sich fest an dem Glauben der Menschen, die vor uns gelebt haben, so wie Jesaja: „Wach auf, wach auf, zieh Macht an, du Arm des Herrn! Wach auf, wie vor alters zu Anbeginn der Welt! Warst du es nicht, der Rahab zerhauen und den Drachen durchbohrt hat? Warst du es nicht, der das Meer austrocknete, die Wasser der großen Tiefe, der den Grund des Meeres zum Wege machte, dass die Erlösten hindurchgingen?“ (Jesaja 51, 9f.)

Den Jüngern auf dem sturmumtosten See Genezareth gelingt es: Jesus lässt sich wecken. Und er gibt ihnen die Sicherheit, die sie brauchen:

„Und er stand auf und bedrohte den Wind und sprach zu dem Meer: Schweig! Verstumme!
Und der Wind legte sich und es ward eine große Stille.“ (V. 39)

Er stillt den Sturm. Das Leben kann weitergehen.

Für ihren Kleinglauben werden sie gescholten, die Jünger: „Was seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben?“ Diese Schelte ist durchaus verständlich im Kontext des Evangeliums, bei dem es eben auch darum geht, dass die Jünger – und mit ihnen alle, die diese Texte lesen – endlich erkennen, wer dieser Jesus ist, wie viel Macht er hat, dass er einer ist, dem man sein Leben anvertrauen kann.

Und doch finde ich den Vorwurf ungerecht. Denn die Jünger sind so wie Sie und ich – schlicht Menschen. Und das, was sie erleben, ist erschreckend!

In einem Boot zu sitzen, mitten im Sturm, und nicht zu erschrecken – für mich ist das nicht menschlich. Wer angesichts der Stürme, die unsere Welt und unser eigenes, kleines Leben erschüttern, nicht mehr erschrickt, der sitzt nicht mit im Boot, sondern schwebt über allem. Ich denke nicht, dass es erstrebenswert ist, einen Zustand zu erreichen, in dem uns nichts mehr umwerfen kann.

In den vergangenen Monaten haben viele von Ihnen mir von Ihren eigenen Sturmerfahrungen erzählt. Von Kindern, die gestorben sind, von anderen Verlusten, die Ihr Lebensboot zum Kentern zu bringen drohten. Und manche haben mich gefragt, was das mit meinem Glauben macht, eine solche Erfahrung. – Ich habe darauf manchmal mit einem Bibelvers geantwortet, aus dem Buch Josua: „Gott spricht: Ich will dich nicht verlassen noch von dir weichen“ (Jos. 1,5). Dieser Vers stand in großen Lettern an der Wand im Waldfrieden, hier um die Ecke. Unser Blick fiel auf diese Worte, als mein Mann und ich gerade erfahren hatten, dass unser Sohn gestorben war.

Ich glaube nicht daran, dass Gott einen jeden Sturm stillt. Macht mich das zu einem kleingläubigen Menschen, so wie Jesus es den Jüngern vorwirft?

Selbst wenn. Damit kann ich gut leben. Nicht leben könnte, nicht leben wollte ich hingegen ohne den Glauben, dass da einer ist, der mit mir im Boot sitzt – kein Gott, der ein abstraktes, theoretisches Prinzip ist, sondern ein Gegenüber, fern und groß und unverständlich manchmal, aber gleichzeitig doch: ein Gegenüber, ein Gott, den ich wachrütteln kann. Auch angesichts all der Stürme, angesichts all der gekenterten Boote ist das ein Gott, an den ich glauben kann und

will: ein Gott, der seine Menschenkinder nicht verlässt noch von ihnen weicht. Die Wellen schlagen hoch und die Gischt spritzt uns ins Gesicht, aber: wir sitzen nicht allein im Boot.
Amen.

PfarrerIn Sonja Albrecht